

DROEMER 

Lilli Gruber

DER VERRAT

Die Nachkriegsjahre
meiner Südtiroler Familie

*Aus dem Italienischen von
Franziska Kristen*

DROEMER 

Die italienische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»Inganno« bei Rizzoli, Mailand.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de

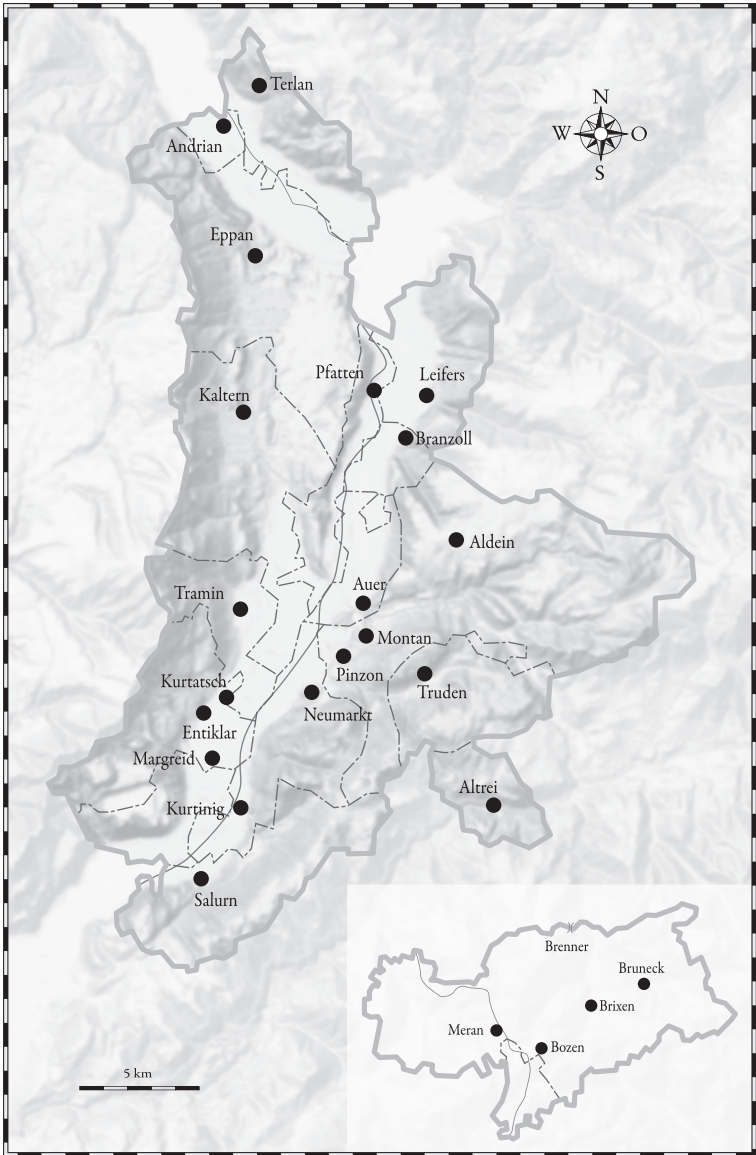


© 2018 RCS Libri S.p.A., Milano
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Karten: Computerkartographie Carrle
Covergestaltung: Isabella Materne nach Vorlage von
Francesca Leoneschi / theWorldofDOT
Coverabbildungen: Frau: Universal History Archive/
Collaboratore 629429115 / gettyimages;
restliche Motive: shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-426-27797-3

2 4 5 3 1

*Für Micki:
unentbehrliche Schwester,
Verbündete, Freundin*





Vorwort

Eine Vergangenheit, die uns nicht loslässt

Ich erinnere mich an die Diskussionen im Haus meiner Großmutter Elsa, bei Tisch mit meinen Eltern, den Onkeln und Tanten. Es waren die 1970er-Jahre, und die »Zeit der Bomben« hatten alle noch lebhaft in Erinnerung. Ich war damals eine neugierige Jugendliche und hörte aufmerksam zu, aber was konnte ich schon begreifen? Ich war vier Jahre alt, als 1961 in einer einzigen Nacht Dutzende Strommasten gesprengt und umgestürzt wurden; die Urheber dieser Anschläge galten in Teilen der Provinz als »Freiheitskämpfer« und sonst in eigentlich ganz Italien als »Terroristen«. Dann begannen die bewaffneten Übergriffe auf Sicherheitskräfte, es wurde geschossen. Damals war ich sechs Jahre alt und lebte bereits nicht mehr in Südtirol.

Mein Vater Alfred Gruber hatte 1962 in Verona eine neue Firma gegründet, und die gesamte Familie war umgezogen. Meine Einschulung stand bevor, und meine Mutter Herlinde meldete mich auf einer Nonnenschule an. Ich konnte kein Wort Italienisch, daheim hatten wir immer nur Deutsch gesprochen, und in den Augen meiner Mitschüler war ich eine Fremde, eine »Deutsche«. Und das ließ man mich sehr deutlich spüren. In Zeiten, in denen »die Deutschen« in der Provinz, aus der ich stammte, »die Italiener« in die Luft jagten, war meine Lage nicht gerade angenehm.

Ich wusste nichts über die heikle Südtirol-Frage und davon, dass die Provinz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs von Österreich an Italien übergegangen war, nichts von den schwierigen diplomatischen Beziehungen zwischen diesen Ländern.

Ebenso wenig ahnte ich, welches Spiel zwei Großmächte in einem durch den Kalten Krieg geteilten Europa spielten. Mir war lediglich klar, dass ich im Eiltempo eine neue Sprache erlernen musste, wenn ich gute Noten bekommen wollte.

Ich war zwölf, als 1969 die Verabschiedung des sogenannten Autonomiepakets endlich eine Schlichtung bei den verhärteten gegnerischen Fronten und das Ende der Attentate in Südtirol herbeizuführen schien. Doch die Toten jener dunklen Zeit, egal auf welcher Seite, ruhen nicht in Frieden. Wer sie gekannt, wer sie verloren hat, trauert noch immer um sie.

So wuchs ich auf, während an anderen Orten der Erde weiterhin Bomben explodierten und Tausende von Opfern zu beklagen waren: durch Terror, durch staatliche Gewalt, durch offen und verdeckt geführte Kriege. Ich bin aus Leidenschaft Journalistin geworden, und diese Leidenschaft hat mich dazu gebracht, meine Heimat zu verlassen und die Welt jenseits der Berge zu entdecken.

Die Tätigkeit eines Journalisten ist eine ernste Angelegenheit. Ich habe den Beruf als Lokaljournalistin, aber auch in den Fernsehstudios erlernt. Das Grundprinzip, man könnte auch sagen die Seele des Journalismus besteht darin, bei den Fakten zu bleiben. Es ist wichtig, sich dies in Erinnerung zu rufen, gerade in Zeiten, in denen sich die von Fake News bedrohte Wahrheit nur noch mühsam durchsetzen kann. Dieses eingehende Interesse an den Tatsachen ist es, das mich dazu gebracht hat, genau hinzuschauen, mit wichtigen Zeitzeugen zu sprechen und so selbst zur Zeugin der großen Ereignisse unserer jüngsten Geschichte zu werden. Um auf diese Weise die Geschehnisse, die uns Erdenbürger immer stärker in einem gemeinsamen Schicksal einen, zu begreifen und sie zu erzählen. Das Zurückverfolgen vergangener Ereignisse ist eine echte Herausforderung für mich. Doch wie kehrt man zurück? Wo sind die Tatsachen, die mich leiten könnten? Und mit wem setze ich mich auseinander? Die Wirklichkeit einer vergangenen Epoche zu rekonstruieren ist für mich ein heikles Unterfangen. Ich bin

keine Historikerin, und meine journalistische Vorsicht lässt mich zögern. Allerdings habe ich mich bereits mit zwei Büchern auf dieses Abenteuer eingelassen: *Das Erbe* und *Der Sturm*, in denen ich der Geschichte meiner Familie nachspüre. Ich habe zwei für das Südtirol des 20. Jahrhunderts entscheidende Epochen erkundet: den Bruch infolge des Friedensabkommens von 1919, als Tirol durch die italienische Annexion des südlichen Teils zweigeteilt wurde; und die 1930er- bis 1940er-Jahre, als der Totalitarismus in Europa die Oberhand gewann und zum Zweiten Weltkrieg führte. Damals mussten die Bewohner dieser deutschsprachigen Provinz zwischen Faschismus und Nationalsozialismus wählen. Der Zusammenbruch beider Regime war ihre Rettung, doch die Schicksale und der in jener düsteren Phase unserer Geschichte geübte Verrat gerieten bei ihnen nicht in Vergessenheit.

Im vorliegenden Band möchte ich eine uns zeitlich nähere Periode genauer betrachten, die in den späten 1950er-Jahren ihren Anfang nahm. Diese Zeit habe ich bereits selbst erlebt, denn ich bin 1957 geboren. Und sie betrifft mich direkt. Zwischen Südtirol, wo ich zur Welt kam, und dem Staat Italien, dessen Bürgerin ich bin, kam es in einem Zeitraum von über einem Jahrzehnt mit Bomben, Attentaten, Schießereien und Folter einmal mehr zur Konfrontation. Auf Rebellion folgte Repression – entsprechend einem seit jeher, auf allen Kontinenten und zu allen Zeiten sich fast unaufhörlich wiederholenden Schema.

Meine Heimat war Schauplatz von Konflikten, die weit über ihre geografischen Grenzen hinausreichten. So etwa der Wettstreit zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion, ein bedrohliches nukleares Duell. Oder das empfindliche Gleichgewicht zwischen Staatsmacht und individueller Freiheit. Die Frage der Gewalt – legitimes politisches Mittel in den Augen der einen und terroristischer Irrweg nach Meinung der anderen. All das sind noch heute hochaktuelle Probleme, auch wenn die Akteure inzwischen andere sind. Südtirol mit seinen schneebedeckten Gipfeln, schattigen Tälern und malerischen

Ortschaften war ein bis heute teils unerforschtes Experimentierfeld.

Ich habe mich auf die Suche nach Dokumenten, Zeugen und Protagonisten begeben, habe mehr oder weniger bekannte Orte aufgesucht. Und ich habe Wahrheiten entdeckt, mit denen ich nicht gerechnet hatte.

Auch habe ich mich ein weiteres Mal in eine mir weniger vertraute Welt – die der Fiktion – vorgewagt. Dort, wo sich die Wirklichkeit nicht durchdringen lässt, kommt mittels der minutiösen Rekonstruktion eines plausiblen Kontextes die Vorstellungsgabe zu Hilfe. Wie bereits in *Das Erbe* und *Der Sturm* habe ich beschlossen, mich auch für die komplexen Ereignisse von *Der Verrat* von Figuren begleiten zu lassen, deren Namen und Lebenswege meiner Fantasie entsprungen sind.

Diese Figuren haben mir geholfen, auf der Suche nach einer anderen Wahrheit bis in die düstersten Winkel vorzudringen – in die Welt der Gefühle, der menschlichen Dramen und Beweggründe. Sie haben mich in eine Parallelwelt geführt, in der allein Macht zählt und in der Gewalt, Lüge und Manipulation die Regeln sind, nach denen man gewinnt. Oder alles verliert.

1

Die erste Herausforderung

Sigmundskron, November 1957

Schau sie nicht an«, wispert Max, während sie unter den wachsamen Blicken zweier Carabinieri vorbeilaufen. Doch Peter, neben ihm, kann kaum den Blick abwenden von den Waffen in ihren Händen.

»Wenn du sie anschaust, denken sie, du willst sie provozieren, und lassen uns nicht durch«, davon ist Max überzeugt. Schon seit gestern betet er ihm das immer und immer wieder vor.

»Die aus Neumarkt werden auch da sein«, ruft ihm Peter ins Gedächtnis. Es sind Leute, die er oft sieht, Männer in Uniform, die abends nach der Arbeit gelegentlich auf ein Gläschen im Gasthaus Staffler vorbeikommen, dem von seiner Mutter geführten Lokal kurz hinter Pinzon.

»Das hier ist etwas anderes«, knurrt Max.

Peter muss ihm beipflichten. Dies ist schließlich kein gewöhnlicher Tag.

Denn an diesem 17. November 1957 gilt es den Italienern zu zeigen, dass die Südtiroler wild entschlossen sind, für ihr Land zu kämpfen. Mit dieser Großkundgebung wird Schloss Sigmundskron, das oberhalb von Bozen thront, erneut zum historischen Schauplatz.

Peter und Max fühlen sich wie Soldaten, die in die Schlacht ziehen, und sie sind nicht die einzigen. Polizei, Carabinieri: Das Aufgebot an Ordnungskräften lässt eher an einen Volksaufstand denn an eine Kundgebung denken.

Vielleicht ist es genau das, was sie erwarten: Gewalt.

Als Peter an einem weiteren Wachmann vorbeikommt, wird er von einem drängelnden Pärchen grob zur Seite geschubst. Der

Junge stolpert und schwankt, die Hand des Wachmannes zuckt zur Waffe. Peter findet schnell das Gleichgewicht wieder, doch mit dem geübten Instinkt des Boxsportlers schnellt sein Arm vor, um den Gegner abzuwehren. Max hält ihn zurück, packt den Freund am Handgelenk und ruft mit künstlich schriller Stimme dem Pärchen, das inzwischen vor ihnen ist, zu: »He, nicht drängeln! Wir wollen alle schnell ankommen.«

Peter weicht hinter ihn zurück, das Gesicht hochrot. Er kommt sich ungeschickt und feige vor, denn er hat nicht einmal den Mut aufgebracht, den Polizisten anzusehen. Aber er hat dessen Nervosität gespürt. Es ist, als befände sich Italien im Belagerungszustand. Der Kampf zwischen »Deutschen« und »Italienern« liegt in der Luft. Eine falsche Geste, und im Handumdrehen wäre alles möglich.

Der kalte, klare Herbsthimmel wirkt wie aus Glas. Etwas droht zu zerbersten, ein Riss genügt.

Heute ist ein guter Tag, um lautstark »Freiheit!« zu rufen.

Max und Peter sind fast oben angelangt, hinter ihnen schlängelt sich inzwischen ein dichter Menschenstrom. Die Leute sind mit Bussen, Autos, Fahrrädern und sogar mit Kaleschen gekommen, die Männer in Tracht, mit dem grauen Hut, in Lodenjacke und Mantel. Aus den Städten und von den Bergen, aus Tälern und kleinen Dörfern sind die Bewohner Südtirols herbeigeströmt.

Die beiden Jungen legen das letzte Stück auf der Straße zurück und betreten den großen Burghof. Spannung liegt dort in der Luft, sie ist geradezu greifbar. Peter vergisst sogar seine Sorge um die Zündapp, das Motorrad mit Beiwagen, das er ein gutes Stück weiter unten hat stehen lassen müssen. Eine große Maschine, die er in seinem Alter eigentlich noch gar nicht fahren dürfte. Er leiht sie sich nur zu besonderen Anlässen von seinem Freund Hermann, dem »Krüppel«.

Die zwei klettern geschickt auf die Mauer und setzen sich. In dem großen, von Festungsmauern umschlossenen Raum zu ihren Füßen ist in dem Gedränge nur noch ein schmaler Durch-

gang vor der hölzernen Tribüne für die Redner frei. Max hält den Sucher seines Fotoapparats – ein echtes Schmuckstück, eine Leica M3 mit Teleobjektiv – fest ans Auge gedrückt. Eingehend mustert er die Gesichter der Menschen, es scheint ihm, als könne er jedes Detail erfassen: hier ein Lächeln, dort eine verdrießliche Falte auf der Stirn eines alten Bauern.

Peter stößt ihn in die Seite. »Wir sollten zusehen, dass wir kurz vor dem Ende verschwinden.«

»Nur die Ruhe, denkst du jetzt schon daran, zu gehen? Du bist immer so angespannt ...«, zieht Max ihn auf.

»Wir könnten ins Gedränge geraten, und ich will nicht zu spät heimkommen.«

»Du hast deiner Mutter nichts erzählt, stimmt's?«

Peter schüttelt den Kopf, und Max lässt die Leica sinken, um seinen Freund anzuschauen. Er ist so hübsch, der Peter, mit seinen grünen Augen, den von Wind und Sonne geröteten Wangen, den vollen Lippen. Er würde ihm gern mit der Hand durch die braunen Locken streichen, um ihn zu beruhigen. Aber so was macht man nur bei Kindern, und sie sind bereits Männer.

»Sei unbesorgt«, beschwichtigt er ihn. »Ich habe selbst keine Lust, den ganzen Tag hier zu verbringen.«

Derweil sind Schilder aufgetaucht: TIROL DEN TIROLERN. WIR WOLLEN KEINE ITALIENISCHE KOLONIE SEIN. Seit vierzig Jahren dieselben Slogans, denkt Max, seit Südtirol 1919 von Österreich an Italien ging. Doch geändert hat sich bisher nichts. Höchstens zum Schlechteren: 1948 hat die Regierung in Rom die Provinzen Bozen und Trient zu einer Einheit zusammengefasst, um die deutschsprachige Minderheit in einer Mehrheit aus Italienern untergehen zu lassen.

Max richtet das Objektiv auf eine Gestalt, die aus der kleinen, vor der Tribüne zusammengedrängten Gruppe heraussticht. Er nimmt die kräftige, mit einem teuren Anzug bekleidete Figur in den Fokus, das gut aussehende, etwas grob geschnittene Gesicht, aus dem die grauen Augen hervorstechen. Es sind dieselben Augen wie seine.

»Sieh mal an, wer da ist«, sagt er in gedehntem Tonfall und reicht dem Freund den Apparat.

»Dein Vater. Hab ich dir nicht gleich gesagt, dass er kommt?« Peter ist immer wieder aufs Neue erstaunt, wie sich zwei Menschen gleichzeitig derart ähneln und dennoch so verschieden aussehen können. Max' Gesicht ist zart mit ebenmäßigen Zügen und gerader Nase. Kurt hat einen kräftigen Kiefer, der von einem schmalen Schnurrbart verdeckte Mund gleicht einer rotviolettten Wunde. Doch ihre Augen sind derart ähnlich ...

Die Menge bricht in jubelnden Applaus aus, und die beiden Buben springen auf der Mauer auf die Füße, ohne sich um den Abgrund in ihrem Rücken zu scheren. Sie wollen sich nicht das geringste Detail entgehen lassen. Ein großer, hagerer Mann mit schwarzem Haar, eingefallenen Wangen und Hakennase steigt mühsam die Stufen zur Tribüne hinauf. Man hilft ihm, zum Rednerpult zu kommen und das Gleichgewicht auf dem einen, ihm noch verbliebenen Bein zu halten. Es ist Silvius Magnago, der Landtagspräsident und Vorsitzende der Südtiroler Volkspartei SVP, die seit über zehn Jahren die Politik in der Provinz beherrscht und unter der deutschsprachigen Bevölkerung die absolute Mehrheit innehat. Die jüngsten Neuerungen an der Parteispitze haben Männer an die Macht gebracht, die eine neue Gangart sowohl gegenüber Rom als auch bei den internationalen Beziehungen für notwendig erachten. An diesem 17. November 1957 soll das Bad in der Menge der Demonstranten von Sigmundskron dazu dienen, seiner Stimme bis in die italienische Hauptstadt Gehör zu verschaffen, aber auch dazu, den Fanatikern, die eine Abspaltung fordern, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der einbeinige Mann versteht sich meisterhaft auf die Kunst, das Gleichgewicht zu wahren.

Max und Peter hören aufmerksam zu. Aber die Wendung, die seine Rede nimmt, begeistert sie nicht. Es geht um italienische Zuwanderung, immer dieselbe Leier. Aber nicht um ein vereintes Tirol, nicht um ihre Identität. Magnago ereifert sich über die Verteilung der von der Regierung errichteten Sozialwoh-

nungen. »Wer erhält die neuen Wohnungen? Fast ausschließlich Italiener. Und warum? Weil diese mit Staatsmitteln erbauten Wohnungen grundsätzlich jenen Personen vorbehalten sind, die die größte Not aufweisen. Die größte Not haben natürlich jene, die erst gestern gekommen sind. Und wer ist erst gestern gekommen? Nicht wir, sondern die Italiener.«¹

Max hofft, dass endlich von Abspaltung die Rede sein wird. Es gibt verschiedene Strömungen in der Parteibasis, und er ist für die harte Linie, für den Bruch mit Rom und den Wiederanschluss an Österreich. Einen Sonderstatus im Rahmen der Italienischen Republik auszuhandeln genügt ihm nicht, wird ihm niemals genügen.

Doch Magnagos Rede weist in eine andere Richtung.

»Die Zuwanderung ändert aber nicht nur das völkische Bild von Südtirol, sie ändert auch das weltanschauliche Bild. Das ist eine sehr ernste Frage«, ruft er in Anspielung auf den Zustrom von Italienern aus anderen Regionen in Erinnerung. »Wir als katholische Partei haben eine Verpflichtung, auch diese Seite zu untersuchen. Die Südtiroler sind vom Kommunismus unberührt geblieben. Aber er kam durch die Zuwanderung. Die Anfälligkeit der Zugewanderten gegen den Kommunismus muss uns zu Besorgnis Anlass geben, besonders auch wegen der wichtigen strategischen Lage unseres Gebietes für das freie Europa.«²

Max wechselt den Film. Die Gesichter, die er aus der Menge einfängt, interessieren ihn inzwischen mehr als die Worte des Redners. Seit wann sind die Kommunisten ein Problem? In Bozen sind sie praktisch inexistent.

»Komm, lass uns abhauen«, schnauft Peter. »Es ist das übliche Geschwätz.« In seiner Stimme schwingt ein Hauch von Bitterkeit mit, er hatte gehofft, dieser Tag würde einen Wendepunkt markieren. Stattdessen bleibt alles beim Alten.

Doch Max rührt sich nicht. »Warte noch einen Augenblick«, murmelt er. Er hat das Gesicht seines Vaters Kurt ins Visier genommen, der zusammen mit den Honoratioren der Provinz, einigen Großgrundbesitzern, Unternehmern, Politikern und

Kirchenvertretern – allesamt namhafte Persönlichkeiten –, am Fuß der Rednertribüne steht.

»Ich lese auf den Spruchtafeln die Aufschrift ›Los von Trient‹«, fährt Magnago fort. Seine Stimme dröhnt innerhalb der baufälligen Gemäuer. »Und damit kommen wir zur Frage der Autonomie.« Max beobachtet, wie sein Vater den Hut wieder aufsetzt und den Kopf schüttelt. »Deshalb haben wir uns gesagt, wir müssen jetzt etwas lauter werden, denn bei Schwerhörigkeit kann man sich nur verständlich machen, wenn man lauter wird. Deshalb sind wir heute zusammengekommen, und können nur versichern, dass wir in Zukunft noch lauter werden, wenn man weiter schwerhörig bleibt.«³

Max hat die Anspielung verstanden. Kompromisse und verdeckte Drohungen liegen in der Luft. Er lässt die Leica sinken, und Peter nimmt sie ihm ab, um einige Flugblätter, die zu ihren Füßen von einem zum anderen weitergereicht werden, in den Fokus zu nehmen. Keiner weiß, wo sie herkommen.

»Hast du etwa gedacht, dass sie uns unsere Heimat lassen, nur weil wir sie drum bitten?«, brummt ein Bauer, während er das vom Befreiungsausschuss Südtirol mit BAS unterzeichnete Blatt studiert.

»Wir müssen kämpfen«, bekräftigt eine Stimme aus der Menge. »Ach geh, dafür ist es längst zu spät, und wir sind zu wenige. Magnago hat recht, wir sollten versuchen, wenigstens irgendeinen Vorteil rauszuschlagen!«

Max schüttelt Peter am Arm, für ihn ist das Spektakel vorbei, seinethalben können sie gehen. Doch der Freund rührt sich nicht. Die beiden sind gleich groß. Peter ist sechzehn, hat kräftige breite Schultern und muskulöse Arme. Der ein Jahr ältere Max weiß sehr wohl, dass sich sein Freund beim Training im Boxverein zurückhält, um ihm nicht wehzutun.

»Wolltest du nicht möglichst schnell weg hier?«

»Einen Moment!« Peter kann den Blick nicht vom Sucher losreißen. »Mein Gott, ist die hübsch!«, seufzt er.

Max reißt ihm den Apparat aus der Hand, um den Anlass sei-

nes Seufzers in den Fokus zu nehmen. Ein Mädchen? Als wenn es von denen nicht schon genug gäbe, bei all den Schulkameradinnen und den Freundinnen, die seine Schwestern so oft in das große Haus in Montan einladen. Er und Peter bleiben nicht unbeachtet, vor allem die grauen Augen von Max, sein leicht distanzierendes Lächeln und das bis in den Nacken reichende, für den väterlichen Geschmack bereits allzu lange Blondhaar stechen ins Auge. Und natürlich sein Status als Erbe des Familienbesitzes.

»Nicht übel«, kommentiert er ohne Begeisterung, den Blick auf die Figur des ein wenig abseits der Menge stehenden Mädchens geheftet. Mit einem Anflug von Spott schaut er zu Peter: »Wieso sprichst du sie nicht einfach an?«

»Ist das dein Ernst? Was soll ich ihr denn sagen?«

»Dass du mit ihr ins Bett willst«, grinst Max und lässt sich vor ihm von der Mauer.

Peter bleibt nichts, als ihm zu folgen, und unverhofft findet er sich in direkter Nähe der schönen Unbekannten wieder.

Sie sagt einem großen Mann, vermutlich dem Vater, etwas ins Ohr, und die beiden Freunde zögern. Dann wendet sie sich zu ihnen um. Ihre Augen sind blau, tiefblau, beinahe violett. Das blonde gewellte Haar schmiegt sich um den weißen Hals, und unter dem roten Wollmantel erahnt man einen schlanken Körper. Einen Augenblick lang scheint die Zeit stillzustehen, dann deutet sie ein Lächeln an. Peter erscheint es wie eine Einladung, Max dagegen wie eine Herausforderung.

»Ein schöner Apparat«, bricht der Vater der jungen Frau das Eis und deutet auf die Leica. »Entwickelst du die Fotos selbst?« Er hat keinen einheimischen Akzent, wahrscheinlich ist er Österreicher. Ein selbstsicherer Städter. Vielleicht, so denkt Max, ist das der Grund, weshalb er es sich herausnimmt, derart vertraulich mit ihm, der ja immerhin der Sohn von Kurt Gasser ist, zu plaudern. Und wer sollten diese Leute schon sein?

»Guten Tag«, mischt Peter sich ein. »Ich heiße Peter, das ist Maximilian.«

»Nein, ich entwickle nicht selbst. Das ist vertane Zeit«, antwortet Max. In Wahrheit kann er es gar nicht. Den Fotoapparat hat er eben erst zum siebzehnten Geburtstag geschenkt bekommen, und vorläufig probiert er nur herum.

»Klara«, stellt sich die junge Frau vor und reicht ihnen die schmale Hand. Erst Peter, dann Max. »Hat euch Magnagos Rede gefallen?«

»Franz Bauer.« Der Mann scheint sich mehr für die Leica als für Politik zu interessieren. »Du solltest es probieren. Es ist die aufregendste Phase bei der Arbeit eines Fotografen. Dabei kommen Dinge heraus, die du mit dem Auge gar nicht gesehen hast.«

Sie nähern sich dem Ausgang. Die Leute scheinen es nicht eilig zu haben. Versammlungen und Feste sind so oft behindert oder gar verboten worden, dass man einfach nur froh ist, beisammen zu sein. Aber hat Magnago wirklich gesagt, dass es kein freies Tirol geben wird? Und soll man wirklich glauben, dass die Italiener ihre Haltung ändern werden?

»Ich bin mit dem Motorrad da«, sagt Peter an Klara gewandt.

»Ein Motorrad mit Beiwagen. Eine Zündapp. Ich muss Max nach Bozen bringen, wenn du magst, kann ich dich auch mitnehmen.« Dann denkt er: Wie dumm von mir, ihr Vater hat bestimmt ein Auto, sicherlich ein ziemlich komfortables, und ich biete ihr im November an, auf dem Motorrad mitzufahren.

»Hm, meinst du nicht, dass es ein bisschen zu kalt dafür ist?«, erwidert sie tatsächlich.

»Der Beiwagen ist sehr bequem!«

»Und bist du nicht ein bisschen zu jung zum Motorradfahren?«

»Das spielt keine Rolle. Hier bei uns geht's ein wenig anders zu.« Als guter Boxkämpfer weiß Peter, dass man beim Angriff nicht lockerlassen darf. In diesem Moment zählt einzig und allein, sie heimzubringen. Herauszufinden, wo sie wohnt. »Du bist nicht von hier, oder?«

»Ich wohne in Bozen, aber ich komme aus Innsbruck«, ant-

wortet sie. Ach, wie sehr ihr Innsbruck fehlt. Klara wirft einen Blick auf den Rücken ihres Vaters. Wenn er sie hierher mitgenommen hat, wird er sicher seine Gründe dafür haben. Aber sie spürt die Sehnsucht aufsteigen und einen Anflug von Rebellion. Eigentlich ist es gar nicht so kalt für eine Fahrt auf dem Motorrad.

Max eilt die Treppen hinauf. Peter hat ihn vor dem Haus am Waltherplatz abgesetzt, bevor er nun Klara, die zerzaust, aber glücklich im Beiwagen sitzt, nach Hause bringt. Es braucht so wenig, um Mädchen zu beeindrucken! Aber was hatte sie eigentlich bei der Kundgebung von Sigmundskron zu suchen?

Helga hat Max kommen hören und öffnet ihm die Tür. Mit der um ihren kräftigen Leib gebundenen Schürze sieht sie aus, als könne sie ein ganzes Heer beköstigen. Der Junge drückt ihr einen dicken Kuss auf die Wange, und die Haushälterin schließt die Tür. Doch zuvor wirft sie noch einen Blick ins Treppenhaus und fragt sich, wo der andere Bub wohl bleiben mag.

»Ich bin gleich bei dir, Tante!« Max läuft in sein Zimmer, legt die Leica auf den Schreibtisch und geht dann zu seiner Tante Sissi ins Wohnzimmer.

»Erzähl schon!«, drängt sie ihn, während ihr Neffe sich herabbeugt, um ihr einen Kuss auf das ergraute Haar zu drücken. Sie hat ihren Rollstuhl wie üblich in eine Ecke am Fenster manövriert, dorthin, wo ein schmaler Lichtstreif hereinfällt. Von unten dringen die Geräusche der Stadt herauf, ringsum hängt noch der Rauch ihrer letzten Craven »A« in der Luft. Auf einem runden Tischchen mit schönen Intarsien hat sie griffbereit eine Kaffeekanne aus Meißner Porzellan und daneben einen Stapel deutscher Zeitungen, obenauf die »Dolomiten«. Auf den Knien hält sie ihre neueste Errungenschaft: ein kleines Zenith-Transistorradio, das sie über die Geschehnisse der Welt auf dem Laufenden hält.

Max lässt sich auf dem rot gepolsterten Samthocker nieder. Sie bewegt das rechte Rad, um sich umzudrehen und ihn anzu-

schauen. Was für ein hübscher Bursche, denkt sie einmal mehr. Wie ist es möglich, dass mein Bruder ein solches Wunder gezeugt hat?

»Magnago hat das freie Tirol begraben«, erklärt Max, wohl wissend, dass es ihr missfallen wird.

»Das kennen wir doch schon. Waren viele Leute da?«

»Ziemlich viele. Er hat von Autonomie gesprochen. Die Devise lautet: ›Los von Trient!‹«

»Das war ja klar! Kompromisse, immer nur Kompromisse.« Die Devise der Tante lautet, ebenso wie die von Max: »Los von Rom.« Und sie ist unnachgiebig: »So verliert man den Kampf am Ende.«

Sie schaut zum Fenster hinaus. Am anderen Ende des Platzes ragt der Glockenturm des Doms empor. Keine Spur mehr von dem amerikanischen Bombenangriff, mit dem er 1944 beinahe dem Erdboden gleichgemacht worden war. Ebenso wenig wie von ihren Beinen, die den Trümmern zum Opfer gefallen sind.

»Aber es gibt Leute, die sich damit nicht abfinden«, murmelt sie mehr zu sich selbst. Sie steckt sich eine weitere Zigarette an und reicht sie Max, der den zarten Geschmack des ersten Zuges so mag. »Die Italiener müssen begreifen, dass sie uns unser Land und unsere Traditionen nicht wegnehmen dürfen.« Dann wendet sie sich unvermittelt an den Neffen: »Wer ist schlimmer: Diebe oder Verräter?«

»Verräter«, erwidert er ohne zu zögern, aber er ist diese Unterhaltungen inzwischen leid. Manchmal kommt ihm nicht nur das Wohnzimmer der Tante, sondern auch ihr Kopf wie ein Museum vor.

In dem Raum zeugen Gemälde, Porträts und Fotos von der Schönheit ihrer Heimat und der Blüte eines untergegangenen Reichs. Unter den zahlreichen Büchern in den Regalen finden sich vor allem Kriegsromane und historische Abhandlungen: ungewöhnlicher Lesestoff für eine alleinstehende Dame. Doch sie wäre gern Soldat geworden. Auf dem Marmorsims des Kamins, unter dem goldgerahmten Spiegel, bewahrt sie hinter Glas

eine vergilbte Seite aus der »Dolomiten« auf. Es ist der berühmte Leitartikel des Kanonikus Michael Gamper vom 28. Oktober 1953, in dem er von dem »Todesmarsch der Südtiroler« spricht: ein ungehört gebliebener Warnschrei, mit dem er gegen die neuen Formen der Unterdrückung der deutschsprachigen Minderheit durch die Italiener aufbegehrt.

Auch wenn die Tante im Rollstuhl sitzt, so weiß sie doch besser als Max, was im Argen liegt. Es gibt Stimmen, die laut verkünden, die Zeit der Reden sei vorbei, und die heutige Kundgebung wird diese sicher nicht zum Schweigen bringen. Es muss etwas geschehen, so denken viele. Im Januar sind im nahe der Stadt gelegenen Kardaun Bahngleise mit Dynamit gesprengt worden. Max ist mitten in der Nacht von dem Dröhnen aufgewacht, und am nächsten Tag hat er die Schule geschwänzt, um sich das einmal gemeinsam mit Peter anzuschauen. Der Schaden war nicht besonders groß, und die Polizei hat sie sofort verscheucht. Verantwortlich ist eine Gruppe um Hans Stieler, den Schriftsetzer der »Dolomiten«, und es heißt, der stellvertretende Chefredakteur Friedl Volgger habe zu den finanziellen Unterstützern gehört. Aber Volgger hätte sich niemals für ein solches Unternehmen einspannen lassen. Oder doch? Tatsache ist, dass sich in diesen Zeiten die Positionen der Leute schwer einschätzen lassen. Niemand gibt alles preis.

»War dein Vater auch dort?«, fragt Sissi, während sie die Zigarette ausdrückt.

»Natürlich, was denkst du denn.«

»Habt ihr miteinander gesprochen?«

»Nein«, erwidert Max und erhebt sich. »Ich hatte keine Lust.« Kurt hatte mit Freunden von Magnago zusammengestanden, erinnert er sich. Das Bürgertum mag keine Revolutionen.

Peter lächelt, der Kälte zum Trotz. Unter der Stoffjacke trägt er einen dünnen Wollpullover. »Du wirst noch krank!«, hat ihn die Mutter am Morgen, als er aus dem Haus ging, ermahnt. Aber er wird nie krank. Natürlich ist er nicht so elegant wie

sein Freund Max. Aber macht er sich auf seiner dröhnenden Zündapp 750 nicht auch ganz gut? Gemächlich fährt er die Straße an der Etsch entlang in Richtung Pinzon. Zu seiner Linken erstrecken sich Weinberge über die unteren Ausläufer der Hänge, während weiter oben der Wald immer dichter wird. Wein und Holz: Das ist der Reichtum dieses Landes. Für alle, die es besitzen.

Aber Peter fühlt sich viel zu unbeschwert, um darüber nachzugrübeln, was seine Mutter und er nicht haben. Er denkt an Klaras Hand, die er umschlossen hielt, nachdem er das Motorrad vor einem schmucken Haus in der Goethestraße geparkt und ihr aus dem Beiwagen hinausgeholfen hat. Eine Hand mit langen, feinen Fingern. Ein entschlossener Händedruck. Sie hatte ihr Haar geordnet, den Mantel zurechtgerückt und die Frage beantwortet, die er nicht zu stellen wagte.

»Ich gehe aufs Marcelline-Gymnasium.« Sie hatte zum Fluss gedeutet, den sie jeden Morgen auf dem Weg zur Schule überquert. Ihre Eltern haben sie auf einer italienischsprachigen Schule angemeldet, da sie glauben, dass es ihr zugutekommen wird.

»Ich bin mit Max zusammen bei den Franziskanern. Wir gehen in eine Klasse«, hatte Peter gestammelt und, warum auch immer, unerwähnt gelassen, dass er jünger ist als der Freund. Wenn Max nicht wäre, könnte er, um ehrlich zu sein, überhaupt nicht zur Schule gehen. Unter der Woche lässt er ihn bei sich wohnen, da Peter nicht jedes Mal bis nach Pinzon zurückkann. Er hatte hinaufgeblickt zu der prächtigen Fassade mit den schmiedeeisernen Balkongittern und den schweren Samtvorhängen hinter den Scheiben.

»Lass uns bald wiedersehen«, hatte er entschlossen gesagt.

»Warum nicht?«, hatte Klara erwidert, während sie schon den Schlüssel ins Schloss steckte. »Bozen ist klein, da läuft man sich immer über den Weg.« Dann war sie verschwunden.

Beim Anfahren hatte er noch einen Blick in den kleinen Rückspiegel geworfen. Sie war erneut in der Tür aufgetaucht, hatte ihm zum Abschied sogar noch gewunken, dessen ist er sicher.

Wie dämlich er war ... Er hätte umkehren, absteigen, sie küssen und nach ihrer Telefonnummer fragen müssen.

Max an seiner Stelle hätte sie längst zu einer Verabredung rumgekriegt. Aber Max ist eben Max – mit dem großen Hof in Montan, den Ländereien und drei Schwestern so blond wie er, die dem Freund des Bruders schöne Augen machen, ohne ihn ernst zu nehmen. Denn Peter ist eben bloß der Peter, auf einem geliehenen Motorrad und mit dem Gasthof, den er und seine Mutter Katharina betreiben, seine Mutter, die niemals lächelt.

In den Kehren gibt er Gas, und er versucht, die Dinge positiv zu sehen. Klara hat recht, Bozen ist ein großes Dorf. Er weiß, wo sie wohnt, weiß, welche Schule sie besucht, da wird es nicht schwer sein, sie wiederzutreffen. Er saust an einem Herrn vorbei, der einen Wanderstab in der Hand, zügig voranschreitet. Es ist Jakob Rizzolli, der Besitzer des großen Hauses in Pinzon. Es heißt, die Ländereien seines Schwiegervaters Johann Tiefenthaler hätten sich von Montan bis zum Ufer der Etsch erstreckt. Heute ist es nicht mehr so wie einst, aber die Familie ist nach wie vor wohlhabend und angesehen. Bei der Kundgebung in Sigmundskron hat er keinen von ihnen gesehen, ob sie überhaupt da waren? Jakobs Sohn Josef ist ein einflussreiches Mitglied der hiesigen Ortsgruppe der SVP. Aber er wirkt nicht wie einer, der Aufstände anzettelt.

Peter bremst ab, er ist angekommen. Vorsichtig fährt er in den Hof des kurz vor dem Ort gelegenen Hauses. Pinzon, Montan, Glen, das ist seine Welt. Alles in Reichweite, alles vertraut. Er schaltet den Motor aus und parkt das Motorrad in einer zur Werkstatt umfunktionierten Scheune. An den Wänden reihen sich unzählige Schlüssel, Schraubenzieher, Ersatzteile – alles, was nötig ist, um das wunderbare alte Fahrzeug, das der »Krüppel« ihm freundlicherweise leiht, in gutem Zustand zu erhalten. »Und? Alles in Ordnung?«

Peter dreht sich um, klopft Hermann auf die Schulter. »Perfekt, die Karre saust wie der Blitz. Je kälter es ist, desto besser läuft sie.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortet Hermann. »Deine Mutter war schon dreimal hier, um nach dir zu suchen, vielleicht solltest du heimgehen. Wie ist es gelaufen? Gibt's Neuigkeiten?«

»Max meint, es sei das übliche Gerede. Wir werden weiter mit den Italienern verhandeln, ohne irgendwas zu erreichen. Allerdings waren nicht alle damit einverstanden. Es waren übrigens auch Österreicher da.« Er errötet.

Hermann bemerkt es nicht. »Eines Tages werden wir morgens aufstehen und selbst zu Italienern geworden sein«, bemerkt er bitter. »Es sei denn ...«

»Es sei denn ...?«

»Ach nichts. Denk dran, das Motorrad gründlich zu wienern«, unterbricht ihn der »Krüppel« und wirft ihm einen Schwamm zu.

Er besteht darauf, dass Peter die Zündapp putzt, nachdem er sie benutzt hat. Das gehöre sich so, sagt er. Das Motorrad hätten ihm im Frühsommer 1945 deutsche Soldaten auf der Flucht im Gegenzug für Zivilkleidung und Lebensmittel überlassen, so erzählt er es zumindest. Peter hat das Gefühl, dass Hermanns Scheunenwerkstatt etliche Geheimnisse der Vergangenheit birgt. Derselben Vergangenheit, die diesen Mann seinen Arm gekostet hat – ein Tribut an die Schlacht um Berlin. Die letzte Schlacht vor dem Ende.

Ein einziges Mal hat Peter gewagt, ihn zu fragen, warum er für Hitler gekämpft hat.

»Für Hitler? Am Ende wusste niemand mehr, warum wir überhaupt kämpfen«, hatte er ihm geantwortet. »Aber wenn einer der eigenen Leute zum Angriff übergang, hat man eben mitgemacht, für ihn. Für die Sache, so hieß es. Was auch immer das war, es gab etwas.«

Hermanns Geschichte gleicht der vieler anderer. Im Jahr 1939 hatte er, wie fast alle, für Deutschland optiert. Damals war er dreißig Jahre alt, zehn Jahre älter als Peters Vater, dennoch waren die beiden Freunde, und gemeinsam waren sie auf Arbeitssuche in die Nähe von München gegangen. Hermann landete

schon bald in der Wehrmacht und an der Front, zunächst in Frankreich, dann in der Ukraine, Russland und schließlich in Berlin, um den Bunker zu verteidigen, in dem sich Hitler am 30. April 1945 das Leben nahm. Doch an diesem Punkt hatte er schon längst nicht mehr für den Führer gekämpft, sondern nur noch ums Überleben und für die Heimkehr. Mit seinem halb von einem Granatsplitter zertrümmerten Arm war er in einer kleinen Einheit aus dem belagerten Berlin nach Westen, Richtung Magdeburg, geflohen, unter steter Bedrohung durch die Jagdflugzeuge der inzwischen den Luftraum beherrschenden Alliierten. Auf einem notdürftigen Floß hatte er die Elbe überquert und sich den Amerikanern gestellt. Er war mit nichts heimgekehrt als einer einzigen schlechten Nachricht für die Frau seines Freundes und für jenes Kind, das am 19. Januar 1941 auf die Welt gekommen war: Peters Vater würde nicht mehr zurückkehren.

Peter betritt das Gasthaus. Seine Mutter steht hinter dem Tresen. Die schönste Mutter der Welt sei sie, hatte er als Kind gesagt, und er denkt es noch immer, auch wenn er es nicht mehr ausspricht. Hochgewachsen, die üppigen Brüste in dem Samtleibchen ihres Dirndlkleides mit der weißen Bluse und dem langen Rock, der von der schmalen Taille fast bis zum Boden reicht. Sie schaut ihn an, aus den grünen Augen spricht Erleichterung.

Im Gastraum, der Stube, sitzt das übliche Grüppchen der Grundbesitzer zusammen, um am Ende des Tages in der Wärme des Kachelofens und unter den wachsamen Blicken zweier Augenpaare ein Gläschen zu trinken. Ein Augenpaar gehört zu dem an der Wand unter dem gesegneten Olivenzweig angebrachten Kruzifix, das andere einem jungen Soldaten in deutscher Uniform, dessen gerahmte Fotografie neben der Tür hängt. Der Wein ist köstlich im Gasthaus Staffler, und für Hungrige gibt es immer einen Teller mit Speck und Käse. Nicht selten kommen auch österreichische Touristen, die in den Süden gereist sind, um die Gastfreundschaft ihrer Südtiroler

»Vettern« zu genießen. Im Stockwerk darüber stehen für die, die über Nacht bleiben wollen, zwei Schlafzimmer zur Verfügung. Katharina könnte sie zu vier Zimmern umbauen, aber die Arbeiten sind teuer, und die Zeit ist immer knapp.

»Alles in Ordnung?«, fragt sie den Sohn in dem üblichen besorgten Tonfall.

»Ja doch, Mutter, natürlich ...«

»Du weißt, dass ich es nicht gern sehe, wenn du das Motorrad nimmst, es ist gefährlich.« Doch dieser Kampf ist aussichtslos. Peter ist gut in der Schule, er hilft ihr bei der Arbeit, irgendwie muss er sich auch ausleben. Natürlich wäre ihr lieber, es wären nicht Motorrad und Boxkampf, aber es gibt Schlimmeres. Viel Schlimmeres.

»Ist ja nichts passiert.« Peter schenkt sich ein Glas Wasser ein und leert es auf einen Zug, in Gedanken bei Klara. Er drückt seiner Mutter einen Kuss auf die Wange und streichelt ihr über das braune, zu einem makellosen Knoten gebundene Haar. Dann läuft er über den Flur in die Wohnräume im hinteren Teil des Hauses, wirft sich aufs Bett und verschränkt die Hände hinterm Nacken. Er heftet den Blick auf das Foto von Max Schmeling, dem einstigen deutschen Boxmeister: Er ist auch im Krieg gewesen, doch im Gegensatz zu seinem Vater ist er lebend zurückgekehrt.

Eigentlich ist nichts passiert, sagt sich Peter erneut. Aber warum hat er dann den Eindruck, dass alles anders ist?

»Ich hatte dir gesagt, dass du nicht hingehen sollst!«

»Es sind doch alle hingegangen. Du warst auch da«, entgegnet Max. Er stellt das Bourbon-Glas auf dem Schreibtisch ab. Es ist bereits Nacht, nur sein Vater brachte es fertig, so einfach hereinzuplatzen, um ihm Vorwürfe zu machen.

»Es bringt nichts, wenn du deine Zeit mit solchen Kundgebungen vergeudest.«

»Ich will begreifen, was vor sich geht, weißt du? Ich habe das Recht dazu.«

»Du begreifst gar nichts, diese Dinge sind zu hoch für dich.«
»Und warum erklärst du sie mir nicht einfach? Wovor hast du Angst?«, fragt Max.

»Halte dich aus diesen Dingen raus«, lautet die knappe Antwort des Vaters.

»So wie du? Du verstehst dich doch meisterhaft darauf, dich aus allem rauszuhalten, oder?« Einen Augenblick lang glaubt Max, der Vater würde auf die Provokation eingehen. Ihm endlich die Wahrheit sagen. Wie auch immer sie aussehen mochte.

»Du sollst dich um die Schule kümmern«, beendet Kurt das Gespräch. »Im Übrigen kannst du auch hinwerfen und auf dem Gut arbeiten, du kennst die Vereinbarung.«

Starr und schweigend stehen sie sich gegenüber, bis Max schließlich den Blick senkt. Sein Vater entspannt sich, er weiß, dass er ein weiteres Mal gewonnen hat. Aber er fragt sich, wie lange er diesen rebellischen Sohn, den er nicht mehr versteht, noch im Griff hat.

Mit seinem feinen Gehör glaubt Max das Echo eines Schusses oder ein Dröhnen zu vernehmen, aber vielleicht ist es nur der Widerhall eines alten niemals endenden Krieges.

Peter schrickt aus dem Schlaf auf. Die Luft zittert noch vom Donner. Er steht auf, streift Hose und Pullover über, hastet in den Flur. Auch seine Mutter ist von der Explosion hochgeschreckt, und in den Nachbarhäusern hört man die Fensterläden klappern.

»Wo willst du hin?« Katharina ist im Morgenmantel.

»Ich geh nachschauen«, antwortet Peter.

»Mitten in der Nacht?«

»Mutter, die Zeiten, als ich mich vor der Dunkelheit gefürchtet habe, sind lange vorbei ...!«

Katharina hingegen fürchtet alles. Die schrecklichen Dinge, die ihrem Sohn zustoßen könnten und von denen er nichts ahnt. Aber was soll sie tun? Sich in die Tür stellen und ihm den Weg versperren? Ihrem Jungen, der inzwischen zweimal so kräftig

ist wie sie? Ihr bleibt nichts, als ihm hinterherzuschauen und, um ihren Schlaf beraubt, ins Bett zurückzukehren.

Peter schwingt sich aufs Fahrrad und schlägt den Weg in Richtung Montan ein. Er sieht Hermann auf der Schwelle seines Hauses stehen, auch er hat sich komplett angezogen. Peter winkt ihm zu und tritt in die Pedale. Die Explosion kam vom Friedhof, am anderen Ende des Dorfes. In der Ferne hört man die ersten Sirenen.

Es ist eine mondlose Nacht. Das Friedhofstor steht offen. Peter macht ein paar Schritte auf dem breiten Weg, der zu beiden Seiten von schlichten, mit schmiedeeisernen Kreuzen versehenen Gräbern gesäumt ist. Weiter hinten, links neben einer kleinen Kapelle, brennen noch ein paar Grasbüschel. Im Widerschein der letzten Glut erkennt Peter einen Trümmerhaufen. Es sind die Überreste der Grabstätte eines der historischen Feinde Südtirols, des Geografen und faschistischen Senators Ettore Tolomei, der sich unter dem faschistischen Regime fanatisch für die Zwangsitilianisierung der Provinz eingesetzt hatte. Im Jahr 1952 wurde er in Montan mit dem Gesicht in Richtung Brenner beigesetzt, damit sein Blick für immer auf ein Land gerichtet bliebe, das er sich in italienischer Hand wünschte.

Peter schaut sich auf dem Friedhof um. Plötzlich kommt ihm der Gedanke, dass die Carabinieri, wenn sie ihn hier sehen, meinen könnten, er sei es gewesen. Er! Erregt von dem beißenden Explosionsgeruch, muss er bei diesem Gedanken lachen.

»Verzeiht mir«, murmelt er an die schweigenden Gräber gewandt, dann schnappt er sich das Fahrrad und saust eilig den Hang hinab nach Pinzon. Falls er auf Carabinieri trifft, wird er behaupten, dass er sein Mädels besucht habe. Wieder muss er an Klara denken. Eigentlich denkt er ständig an sie.

Das Sirenengeheul kommt näher, doch er ist schon fast daheim, in Sicherheit.

»Willkommen im Land der Bomben!«, schreit er aus voller Kehle in die Nacht hinaus.